

PREDIGT
am Sonntag, den 31.Mai 2015, 18.00 Uhr
Universitätsgottesdienst in der Hauptkirche St. Katharinen Hamburg

(in der Predigtreihe „Die Macht der Vergebung“)

Wie? Auch wir vergeben unseren Schuldigern“

Mt 6,7-15

Gnade sei mit euch Euch und Friede von Gott, unserm Vater, und seinem Sohn Jesus Christus, in Ewigkeit. Amen.

Liebe Gemeinde,

Liebe Schwestern und Brüder im Herrn,

es sind uralte, vertraute Worte, die wir gehört haben. Die meisten von uns kennen Sie seit ihren frühen Kindheitstagen, eingeübt beim abendlichen Zu-Bette-Gehen, zusammen mit der Mutter, dem Vater, womöglich den Geschwistern.

Vater unser im Himmel,
Geheiligt werde Dein Name,
Dein Reich komme,
Dein Wille geschehe,
wie im Himmel, so auf Erden...

Schon der Rhythmus dieses Gebets, der in vielen Sprachen der gleiche zu sein scheint, verhilft uns in eine Situation des Zu-Ruhe-Kommens, der Nachdenklichkeit, der Andächtigkeit, des Nach-Hause-Kommens zu gelangen. Der Rhythmus der Worte, vielleicht dazu das Falten der Hände, der Blick nach oben oder das gesenkte Haupt – das alles lässt uns für einen Moment den Alltagsfluss unseres Erlebens unterbrechen, so dass wir innehalten können.

Es ist von daher auch gar nicht so überraschend, dass in unserer so reiz- und informationsgefluteten Zeit, in der wir Tag für Tag mit so vielen Nachrichten und Details konfrontiert werden, dass es kaum mehr eine Chance gibt, alles und jedes so im Gedächtnis zu behalten, dass man es bei anderer Gelegenheit wiedergeben könnte; ja dass selbst in unseren Tagen, in denen auch in der Schule das Auswendig-Lernen kaum mehr zu den präferierten Unterrichtsmethoden gehört, immer noch eine große Anzahl von Menschen – ob Christen oder nicht – in für sie wichtigen Momenten, im Gottesdienst, am Krankenbett, mit den Kindern, dieses Gebet – das Vater unser – aus dem Stand heraus mitbeten können;

und wo dies nicht der Fall ist, da hilft meist schon der Nachbar in der Kirchenbank oder die altgewordene Tante am Bett der kranken Mutter, um zurückzufinden in die Welt dieses Gebets, in seinen vertrauten Rhythmus, in die seinerzeit eingeübte Abfolge seiner Worte.

Und doch, es sind harte Worte Jesu, mit denen Matthäus uns an das Gebet des Herrn heranführt. Es kommen nicht, wie bei Lukas, dem anderen Evangelisten, der uns das Vater Unser überliefert hat, die Jüngerinnen und Jünger mit dem für sie existentiellen Anliegen zu Jesus und fordern ihn auf: „Herr, lehre uns beten...“ (Lk 11,1) Nein, Matthäus verbindet das Gebet des Herrn gleich zu Beginn mit einer klaren Mahnung, fast schon mit einer Drohung:

Kein öffentliches Gebet, wie die Heuchler, die demonstrativ ihren Glauben bekennen; auch kein Machen vieler Worte, wie die Heiden, denen es doch offenkundig nur darum geht, ja kein Anliegen zu vergessen, dass sie vor ihren Gott bringen wollen. Stattdessen, Beten in der Verborgenheit, im intimen Kämmerlein, denn „dein Vater, der in das Verborgene siehet, wird dir's vergelten öffentlich.“ (Mt 6, 6).

Gewiss, das kommt vielen von uns modernen Christenmenschen entgegen: Den Glauben trage man im Herzen, aber bitte nicht allzu öffentlich auf dem Mund – was sollen nur die Nachbarn, die Arbeitskollegen, die Freunde denken, wo das Thema Religion doch Privatsache ist und es allenfalls zu Streit und gegenseitigen Verletzungen führt.

Ich gestehe, liebe Gemeinde, diese hinführenden Worte Jesu verstören, ja sie stören mich, und ich weiß aus der Gottesdienstgruppe, dass ich damit nicht allein bin. Es ist doch so: Stünde uns religiös abgeklärten oder wohl besser: unterkühlten Westeuropäern nicht doch manchmal ein bißchen mehr Bekennermut für den eigenen Glauben, gegenüber der eigenen Religion an. Kann es nicht sein, dass es mitunter besser wäre, wenn da jemand sich auch einmal traut, öffentlich zu beten, nicht nur für sich, sondern auch für andere, gerade da und dann, wenn anders Worte nicht mehr zu helfen wissen und wenn das Schweigen kaum auszuhalten ist?

Aber es ist nicht nur dieses scheinbare Verbot Jesu, sich in der Öffentlichkeit als religiöser Mensch zu positionieren, das mich stört. Mehr noch regt mich immer wieder, wenn ich diese Stelle lese, sein geradezu episkopal-prophetisches Abkanzeln der Heiden auf. Ihre Gebete werden als bloße Plapperei abgestempelt. Dabei ist doch der Gott Jesu einer, der jedes, auch das noch so sehr dahingeredete oder das kaum mehr an sich halten könnende Gebet würdigt – als Ausdruck der Lage eines Menschen und als Sehnsucht nach einem, der da zuhört. „Bittet, so wird euch gegeben; suchet, so werdet ihr finden; klopfet an, so wird euch aufgetan. Denn wer da bittet, der empfängt; und wer da sucht, der findet; und wer da anklopft, dem wird aufgetan.“ (Mt 7,7). So heißt es schließlich in der selben Rede Jesu. Für meinen Teil möchte ich jedenfalls nicht lassen von jener schönen Gewohnheit, die uns Kindern, meinem Bruder und mir, unsere katholische Großmutter beigebracht hat. Wenn Du in eine Kirche oder ein Gotteshaus trittst, dann vergiß nicht als Zeichen des Respekts für Gott, deinen Schöpfer und als Zeichen, dass Du an Deine Mitmenschen, ja an alle Menschen denkst, ein Vater unser zu beten. Bis heute versuche ich dergleichen, und genauso verfare ich jeden Abend vor dem Schlafen-Gehen. Dabei kommen mir die Worte mal versonnen, mal geistesgegenwärtig, mal eher unbewusst oder bloß dahingesagt über die Lippen. Und

manchmal ertappe ich mich sogar dabei, dass ich darüber hinweg einschlafe. Aber so oder so, als Heide oder auch als Heuchler empfinde ich mich da dennoch nicht – und ich glaube auch nicht, dass Jesus dies im Sinn hatte, als er zu Recht davor warnte, dass das Beten auch ein Zur-Schau-Stellen der eigenen Frömmigkeit werden könnte.

Doch nicht nur Jesu Hinführung zum Vater Unser ist mit harten Worten verbunden. Auch diejenige Bitte, die im Mittelpunkt unseres heutigen Gottesdienstes steht, ist mit nicht minder harten Ermahnungen versehen. Dabei fügt sie sich zunächst ganz unschuldig an die Bitte um das „tägliche Brot“ an. Und doch unterscheidet sie sich schon in der Form ihrer Wortwahl her. Es heißt ja nicht nur, „und vergib uns unsere Schuld“, sondern ebenso: „wie auch wir vergeben unseren Schuldigern.“ Wie – „auch Wir vergeben unseren Schuldigern.“ Was soll dieser Satz mitten im Gebet. Wie sollen wir das verstehen? Wer soll hier wem vergeben? Und wer sind denn unsere Schuldiger? Gerade wer aufmerksam hinhört, der könnte den Satz ja so verstehen, als ob Jesus hier daran erinnert, dass Gott etwas zur Bedingung für seine Vergebung macht, nämlich die eigene Bereitschaft, selbst den Nächsten, den Mitmenschen, ja sogar den Feinden zu vergeben. Aber was genau soll da vergeben werden? Deren Sünden – das wäre Anmaßung. Schließlich ist es allein Gottes Sache, Sünden zu vergeben. So bleibt nur und das ist damit wohl auch gemeint, die zwischenmenschlichen Schulden, also das was andere uns und wir anderen schulden, was sie oder wir an Liebenswürdigkeit, an Aufmerksamkeit, an Solidarität, an Entgegenkommen fehlen lassen. Im Grunde genommen scheint dies auch logisch: all das, was unsere zwischenmenschlichen Beziehungen lähmt und zu vergiften scheint, muss hinweggeräumt werden, erst dann scheint auch der Friede mit Gott möglich. Doch was für ein vermessener Anspruch wäre das an uns? Und was wäre das für ein Gott, der uns zunächst solches abverlangt, um dann gleichsam als Belohnung Gnade und Vergebung uns zu zusprechen.

Natürlich werden die glaubensfesten Protestanten unter uns, exegetisch geschult, wie sie sind, uns sofort über das Missverständnis, ja die Fragwürdigkeit einer solchen Interpretation aufklären. Gilt doch die Regel der Rechtfertigung: Wir leben alle immer schon aus der bedingungslosen Gnade Gottes. Und ich will dem auch gar nicht widersprechen. Aber wer den Kontext liest, in den der Evangelist Matthäus Jesus das Vater Unser sprechen lässt, der wird sich nicht so schnell damit abfinden können; dessen gesunde dogmatische Sicherheit kann sehr wohl ins Schwanken geraten. Denn was lesen wir da, kaum dass man Amen gesagt hat: „Denn wenn ihr den Menschen ihre Verfehlungen vergebt, so wird euch euer himmlischer Vater auch vergeben. Wenn ihr aber den Menschen nicht vergebt, so wird euch euer Vater eure Verfehlungen auch nicht vergeben.“ (Mt 6, 14-15) – Also doch? Ohne Vorbedingungen scheint es nicht zu gehen. Keine Gnade dem, der sich nicht selbst als gnädig erweist. Und man darf es nicht verschweigen: Es gibt eine ganze Reihe von Texten im Neuen Testament, nicht zuletzt bei Matthäus (vgl. Mt 18, 23-25), die diesen Verdacht untermauern. Auch in Fragen von Schuld und Vergebung wird hier scheinbar die unerbittliche Logik der Gegenseitigkeit gefordert: Wie Du mir, so ich Dir. Aber wie passt das zusammen mit jenem Geist, der uns aus dem Vater Unser so vertrauensvoll und tröstlich entgegenkommt?

Es geht dann zusammen, liebe Schwestern und Brüder, wenn man darauf achtet, dass sie im Grunde genommen ja selbst Bestandteil der Bitte um Vergebung sind. Mit ihr spricht Jesus die Einsicht aus, dass wer die Macht der Vergebung erfahren hat, sie weitergeben soll, nein besser: sie weitergeben kann. Es geht in unserer Bitte um ein umfassendes Leben aus der Vergebung, um ein Leben in der Versöhnung. Das ist es, worauf die Worte zielen und woran das ganze Wirken Jesu ausgerichtet ist. Und darum kann man nur bitten, man kann es eben nicht herstellen, sondern Vergebung stellt sich ein, man bekommt sie unerwartet geschenkt. Und daraus folgt dann eben nicht: Wie Du mir, so ich Dir. Sondern weil du selbst erfahren hast, was es heißt, die eigene Schuld erlassen zu bekommen, darum darfst auch Du deinen Schuldern vergeben. Darum wirst Du lernen vergeben zu können, darum wirst Du anderen vergeben. Das ist der Zuspruch, der in unserer Bitte steckt.

Der französische Philosoph Paul Ricoeur hat das Vergeben-Können neben dem Verzeihen und dem Versprechen, zu den einzigartigen Fähigkeiten gezählt, zu denen wir Menschen imstande sind. Aber es ist eine Fähigkeit, die sich nicht einfach antrainieren lässt. Man muss vielmehr zu ihr befähigt werden, etwa durch Erfahrungen, in denen andere uns Verzeihung und Vergebung gewähren, mitunter grundlos. Und doch wird auch dann nicht jeder und nicht jede immer dazu bereit sein können. Zu tief können manche Verletzungen, zu groß manche Schuld sein. Vergebung teilt mit der Liebe, dass man sie nicht erzwingen kann. Aber sie geschieht immer wieder. Es gibt sie, so wie es die Liebe gibt. Inmitten eines schier ausgeweglosen Teufelskreises von Gewalt und Gegenwelt, des unerbittlichen Gesetzes von Schuld und Sühne blitzt mitunter etwas auf von der Macht, von der Größe, ja der Freiheit, die in dem Geschenk der Vergebung liegt. Die Logik der Vergeltung wird dann unterbrochen, vielleicht nur für einen Moment, für einen kurzen Augenblick. Und dennoch tun wir gut daran, dann von einem Wunder zu sprechen.

Liebe Schwestern und Brüder,

mir steht in diesem Zusammenhang eine unglaubliche Szene vor Augen, die sich vor kurzem nicht weit von hier, in Lüneburg, im Prozess gegen einen der letzten, lebenden KZ-Aufseher zugetragen hat: Eva Mozev Kor, eine aus dem heutigen Rumänien stammende Jüdin, die in den USA lebt, und die mit ihrer Zwillingsschwester Auschwitz überlebt hat, wo sie der berüchtigte Josef Mengele zu medizinischen Experimenten schändlichst missbraucht hat, reichte zu Beginn des Prozesses dem Angeklagten die Hand. Und im Anschluss daran fand sie Worte, die für uns Nachkommen der Täter noch immer kaum vorstellbar sind. Eva Kor sagte: „Ich habe den Nazis vergeben.“ Für viele war das undenkbar, schier unglaublich; und man versteht andere Überlebende und deren Angehörige nur zu gut, wenn sie diese Worte als anmaßend, ja selbst als unverzeihlich empfanden. Und doch: In Eva Kors Geste, in ihren Worten, blitzte etwas auf von der Größe, der Großmut, der Tapferkeit und der Schönheit menschlicher Würde, zu der Gott sein Ebenbild befähigt hat. Es ist der sanfte, aber unausrottbare Sieg des Guten über das Böse hinweg; es ist die mit jeder Tauschlogik, jeder Berechnung, und sogar mit jedem echten Gerechtigkeitsdenken brechende, unglaubliche

Anerkennung eines Täters als Mitmensch, ausgerechnet durch diejenige, die unter ihm Entsetzliches gelitten hat und die jedes Recht auf Rache und Vergeltung hätte. Wohl gemerkt: es geht dabei nicht ums Vergessen; es geht auch nicht darum, etwas zu verzeihen, was nicht zu verzeihen ist. Die Gerechtigkeit wird nicht einfach zur Seite und kalt gestellt. Eva Kor hat ihren Worten den mahnenden Satz hinzugefügt: „Meine Vergebung spricht die Täter nicht frei.“ Und doch zeigt diese kleine Szene, wie es sein könnte, wenn das Unausdenkliche wahr werden würde, wenn das große Paradox der göttlichen Gnade in kleiner Münze der zwischenmenschlichen Vergebung Wirklichkeit wird.

Gewiss, niemand kann und darf dazu gezwungen werden. Vor allem aber dürfen wir Vergebung nicht von anderen verlangen, für das, was wir ihnen schuldig geblieben sind. Es gibt kein Anrecht auf Vergebung. Alles andere wäre blanker Zynismus. Jesus hatte schon ganz Recht: „Vergib uns unsere Schuld“ – das ist das erste, das ist das, was wir alle zuvorderst lernen müssen, worum wir beten, ja worum wir bitten lernen müssen. Beten, das wird vielleicht nirgends deutlicher wie an der Bitte um Vergebung, ist immer auch eine Einübung, das Bitten wieder zu lernen; sich seiner Abhängigkeit von Gott und den Mitmenschen bewusst zu werden, sich für sie zu öffnen, weil wir einander brauchen und dazu gehört schließlich, sich verletzbar zu machen. Und dann ist da das Zweite, und ich glaube, das ist es, was Jesus uns mit seinen mahnenden Worten sagen will: Wir dürfen nicht in der Erwartung leben, gar in den Anspruch verfallen, dass wir ein Anrecht auf Vergebung und auf Verzeihung hätten. Nein und nochmal: das haben wir nicht. So hart es klingen mag, aber es ändert nichts daran. Denn das Unrecht, das wir begangen, die Schuld, die wir auf uns geladen und das Leid und die Tränen, die wir verursacht haben, lassen sich nicht einfach aus der Welt schaffen, auch nicht mit großen Gesten. Deshalb wird der, der darum weiß, dass ein Leben aus der Vergebung beim Bitten um Vergebung der eigenen Schuld anfängt, von sich aus nicht darauf pochen, dass ihm zuvörderst seine eigenen Schulden vergeben werden, sondern wird vielmehr darum bemüht sein, selbst ein zur Vergebung Fähiger zu werden. Das hatte Jesus wohl im Sinn, als er wenige Zeilen vor unserem Predigttext sprach: „Darum: wenn du deine Gabe auf dem Altar opferst und dort kommt dir in den Sinn, dass dein Bruder etwas gegen dich hat, so lass dort vor dem Altar deine Gabe und geh zuerst hin und versöhne dich mit deinem Bruder, und dann komm und opfere deine Gabe.“ (Mt 5, 23-24) Und in diesem Sinne wollen auch wir uns gleich um den Tisch des Herrn versammeln, einander im Friedensgruß die Hand reichen und gemeinsam als immer wieder der Vergebung Bedürftige und gleichermaßen von Gott Versöhnte das Abendmahl feiern.

Liebe Gemeinde,

das Vater Unser gehört für mich zu den großartigsten Texten unserer christlichen Glaubensstradition. Es ist ein poetischer Text, der einen durch Haut und Knochen geht, es ist ein das Herz und den Verstand gleichermaßen anrührendes Gebet, es ist – wie Heinz Zahrnt es einmal nannte – Jesu Glaubensbekenntnis. In ihm ist alles versammelt, worum es den

Menschen Not ist, was er braucht, worauf er vertrauen kann: darauf, dass Gott Gott ist und dass er als dieser Gott für uns Menschen da ist; und auch darauf, dass Gott den Menschen hilft, Mensch zu werden und Mensch sein zu dürfen mit seinesgleichen. Dies ist der große Zuspruch in all dem Leid, von dem wir bitten, erlöst zu werden; in all den Sorgen und Nöten, die uns um das nicht nur leibliche täglich Brot bitten lässt; in all der Schuld und dem Versagen, aus denen wir uns selbst nicht befreien können, aber durch die hindurch wir im Vertrauen auf die Gottes Vergebung Neuanfänge wagen dürfen. Am Ende geht es also nicht so sehr darum, ob wir nun im Lauten oder im stillen Kämmerlein, mit vielen oder wenigen Worten, nachdenklich und versonnen oder geistesabwesend erschöpft beten, es geht darum, dass wir uns in die Dynamik des Gebets selbst versetzen lassen; dass wir uns öffnen für den Geist, der aus Worten des Vater Unsers und damit in uns selbst spricht, und dessen Macht – so wir nur aufmerksam genug hinsehen – nach wie vor unter uns wirkt.

Denn Dein ist das Reich
Und die Kraft
Und die Herrlichkeit
In Ewigkeit.

Amen.

Und der Friede Gottes, der höher ist als all unsere Vernunft, der bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.